



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Robert, E.: Reiseblätter aus dem Süden.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reiseblätter aus dem Süden.

Vom **C. Robert.**

Venedig, April.

III.

Ich habe den Palast besucht, den Lord Byron hier bewohnte. Wie erstaunte ich, als man mir eine ganz neue Wohnung, den neuesten der drei Paläste, zeigte, welche die Familie Mocenigo besitzt, einen aus dem 18ten Jahrhundert stammenden, von einer ganz kalten, geschmacklosen Bauart; es ist derjenige, welcher die Ecke des großen Canals an der Seite des Hafens bildet. Ich würde mir nie eingebildet haben, daß der Verfasser des Gilde Harold gerade einen solchen Bau hätte wählen können, da so viele andere rings um ihn herum, mehr zu seiner Einbildungskraft, und zu seiner Seele sprechen mußten. Wir sind in einige dieser Paläste eingetreten; einige von ihnen, und zwar die bei Weitem kleinere Zahl, sind im Inneren in ziemlich beaglichen Zustände der Erhaltung. Diese werden von den österreichischen Verwaltungsbehörden, von den Consuln, von einigen alten Adligen, die noch schöne Trümmer ihres alten Vermögens gerettet, und besonders von den neuen Reichen bewohnt. In andern haben die Abkömmlinge der berühmtesten Familien traurig ihren Wohnsitz aufgeschlagen; gleich so vielen durch die napoleonische Zeit ruinirten Fürsten Italiens überlassen sie das erste Stockwerk der gewinnbringenden Neugier der Touristen; das zweite Stockwerk hüllt ihre ehrenwerthe Dürftigkeit in den Schleier des Geheimnisses; und sie wenden den Grundsatz, daß das Privatleben sorgfältig abgeschlossen sein muß, praktisch an. Im Palast Barberige hat uns eine gute alte Wirthschafterin herumgeführt; sie zeigte uns ein ganzes Zimmer,

das mit lauter Gemälden von Titian verziert war, der sie für diese Orte selbst gemalt hatte. Die Gemälde sind trübe geworden und fast verloren; so wenig Sorgfalt hat man für sie getragen. Doch glaube ich, daß Nichts leichter wäre als sie zu restauriren. Die gute Frau war auch unserer Meinung; aber der Padrone fürchtete sich viel zu sehr, sie den Tölpeln von venetianischen Malern anzuvertrauen! Ihr Padrone ist der letzte Abkömmling zweier edlen Familien, deren Paläste er besitzt; sie sind ihm aber durchaus unnütz und eher zur Last. Er hat keine Kinder, und mit ihm werden zwei der edelsten Namen des goldenen Buchs erlöschen. Das ist ein Beispiel unter hunderten von diesem unvermeidlichen, verhängnißvollen Verfall Venedigs, das sich alle Tage in seinen edelsten Kindern absterben sieht, und das in weniger als einem halben Jahrhundert die Hälfte der entarteten Repräsentanten seines Ruhms verloren hat. Man hat uns erzählt, daß eines der berühmtesten Häuser mit dem nahe bevorstehenden Tode zweier alten Damen erlöschen wird, die allein übrig geblieben, um den Glanz eines schönen Namens zu tragen! Sie leben von einer mäßigen, lebenslänglichen Pension; die ihnen ein Wucherer auszahlt, der als Preis einer so schönen Handlung nur den Besitz ihrer zwei oder drei Paläste nach ihrem Tode verlangt hat. Wahrhaftig, humaner kann man doch nicht verfahren! Und doch muß man nicht zu viel dagegen sagen. Denn was ist eigentlich ein Palast in Venedig? Eine prächtige Kleinigkeit, die Niemandem dienlich ist, eine alte nicht mehr cursirende Münze, die gut für ein Medaillencabinet ist! Es giebt gewisse, ziemlich gut gelegene Paläste in Venedig, die zu Getreidemagazinen oder zu englischen Gasthöfen dienen können; diese verkaufen ihre Eigenthümer leicht; aber die andern, welche um ihrer Aussicht willen die herrlichste Decoration einer von der Sonne und der Kunst, dieser andern Sonne, geliebte Stadt, bilden, was soll man mit ihnen beginnen? — Ich begreife nicht, warum diejenigen, die nicht Geld genug besitzen, um sich ein Haus auf dem Steinpflaster unserer reichen und prosaischen Städte zu kaufen, sich nicht das Bergnügen machen, Eigenthümer eines Palastes in Venedig zu sein. Ein Mann von Geschmack, der die Zurückgezogenheit und das Studium liebt, würde gewiß hier die angenehmste Existenz verbringen, welche eine ruhige Seele wünschen kann. Ach, wenn Jeder den Muth hätte, über seinen kleinen häuslichen Horizont hinaus die Augen zu werfen, wenn man sich nicht darin gefiele, immerfort nur den Glockenthurm seiner Dorfkirche vor sich zu sehen, wie wäre da für Jederman in der weiten Welt Platz! Aber

wir haben alle Wurzeln an den Füßen, und der kühnste Reisende denkt daran, was seine Amme sagen wird, wenn er ihr Muscheln überreichen wird, die er für sie an einem öden Meeresstrande gesammelt. Ich habe in Byrons ehemaliger Wohnung unwillkürlich an unsere deutschen Dichter gedacht. Wie sie sich in dem Staub der Kleinstädtereie niederhocken, umgeben von dem täglichen Geflatsche der Tagesblätter und Gebatter-schaften, die jede höhere Freiheit des Blicks ihnen abschneiden. Und dabei müssen sie um das theure Straßenpflaster ihre Seele verkaufen, müssen ihre poetische Kraft statt in großartigen, Jahre lang gereiften Schöpfungen, wie Tasso und Milton sie geboren, in kleinen raschverfertigten und raschvergesenen Productionen zersplittern, die zur Ostermesse geboren und zur Michaelismesse wieder gestorben sind — während sie in Mitte schöner Natur und erhabener Kunst so wenig für ihre materiellen Bedürfnisse brauchend — frei wie ein König, frei wie ein Dichter den absoluten Regungen ihrer Phantasie folgen könnten. Man braucht kein Vorbild zu sein, um in Venedig und überhaupt in Italien ein Jahr oder mehrere zu verleben. Der Ertrag eines nur halb bedeutenden Werkes — so mäßig auch die Hand eines deutschen Verlegers ist — reicht hin, um einen solchen Aufenthalt selbst mit einer gewissen Behaglichkeit möglich zu machen. Die französischen Schriftsteller klüger, praktischer, und offener gestanden, auch großartiger gesinnt als unsere deutschen, haben diese Idee lebhafter ergriffen, und man begegnet ihnen fast in allen Städten Italiens. Dumas bringt hier den größten Theil des Jahres zu; drei Wintermonate reichen hin für seinen Aufenthalt in Paris, für die Verbindung mit dem Geist und der Bewegung in seinem Vaterlande. Aber der deutsche kleinstädtisch erzogene Schriftsteller ist trostlos, wenn er nicht täglich die 3. Duzend kleine Blätter zu verschlingen hat, die ihm Bedürfnis sind, wie dem Matrosen der Branntwein, und die Lust, welche von den hallischen Jahrbüchern und den Menzel'schen Literaturblättern gewürzt wird, ist ihm unerlässlich.

IV.

Venedig.

— Der historische Fatalismus hat seine Gegner. Auch ich bin des Glaubens, daß man nicht den Beschlüssen eines unveröhnlichen Geschicks alle menschlichen Handlungen zurechnen muß. Und doch wie soll man nicht an eine geheimnißvolle Kraft glauben, gegen welche die Nationen vergebens ankämpfen, wie man sieht, daß, sobald sie ein Mal auf

die verhängnißvoll abwärts gehende Bahn sich gestürzt haben; Nichts, selbst nicht ein großer Mann, ihren Sturz aufhalten kann. Was ist von allen Regenerationsversuchen geblieben, welche das Leben Mahmuds des Zweiten verzehrten? Nur sehr wenig; das Leben hat sich aus dem alten muselmännischen Körper entfernt und man erwärmt das Herz nicht mehr, wenn die Glieder schon todt sind. Ebenso geht es mit Venedig; die Regierung thut, was nur in ihren Kräften steht, um Venedig das Scepter über den Handel des adriatischen Meeres wiederzugeben; aber der Handel hat den Weg nach den Lagunen vergessen, und wird ihn schwerlich wiederfinden. Man glaubt an die Aufrichtigkeit des Wunsches des österreichischen Kaisers; dieser edlen, auf den Wellen eines sonst von ihren unzählbaren Galeeren bevölkerten Golfes in Starrschlaf gesunkenen Stadt eine neue Laufbahn zu eröffnen; aber man hofft nicht auf dessen Erfüllung. Sie versuchen etwas, dessen Unmöglichkeit sie vielleicht einsehen; aber sie thut wohl daran, nicht den Muth zu verlieren. Was hindert Venedig mit seiner glücklichen Nebenbuhlerin Triest zu kämpfen, auf das Marseille eifersüchtig ist und mit dem es einen hartnäckigen Krieg ausführt? Hat es nicht gleich Triest einen Freihafen? Liegt es nicht gleich ihm im Grunde des adriatischen Meeres im Bereiche aller Straßen, die ins Herz Europa's führen? Der Hafen von Triest hat ohne Zweifel eine leichtere Einfahrt; aber halten schlechte Rheeden den Handel auf, wenn ihn das Bedürfnis ruft und anzieht? Venedig ist entfernter von Wien als Triest? Dafür ist es Mailand, Tyrol und der Schweiz näher. Es könnte, selbst zur demüthigen Rolle einer Entrepot-Stadt herabgebracht, beide Abhänge der Alpen mit Waaren versehen. Und doch hat, trotz der wirklichen Vortheile, die ihm die Natur verliehen, trotz derer, welche die Regierung ihm zusichert, Venedig auch nicht den Schatten seines wunderbaren, ehemaligen Wohlstands wiederfinden können.

Während Triest in seinem Hafen die Schloten von 20 Dampfschiffen rauchen sieht, welche an dem ganzen Vitorale des innern Meeres von Ancona und Corfu bis Trapezunt hin- und herfahren, besitzt Venedig auch nicht ein einziges, wenn ihm nicht Triest eines für die Woche leihen will; zur Verbindung zwischen Wien und Mailand durch Steiermark und für den Sonntag zur Ueberfahrt nach Chioggia. Ich glaube kaum, daß im Hafen Venedigs täglich ein Schiff ankert. Man erkläre mir, was den Handel zurückstößt. Es wäre unmöglich, in gewöhnlichen Betrachtungen den Grund davon zu finden. Was soll man also hier-

auf antworten, als daß das Geschick es so will, und daß es mit diesen Städten, wie mit jenen Völkern ist, die ein geheimnißvoller Bannstrahl getroffen, dem keine menschliche Macht abzuwehren vermag. Auf Venedig ruht ein Zauberbann, und alle Analekte der österreichischen Regierung werden dessen bössartigen Einfluß nicht zerstören.

Die Venetianer, die sich stets mit der Hoffnung wiederaufzuleben schmückeln, gleich wie auf ihrem Todesbette liegende Greise sich darin gefallen, Pläne zu schmieden, hoffen Wunderwerke von der Eisenbahn zwischen ihrer Stadt und Mailand, deren Vorarbeiten schon weit vorgebracht sind. Es ist die Rede davon, eine Brücke von beinahe einer Viertelmeile Länge über die Lagunen zu schlagen. Dieses riesenhafte Vorhaben, das, wenn es ausgeführt, sehr schön sein wird, gefällt der südlichen Einbildungskraft ganz besonders. Das Volk vorzüglich spricht nur mit Bewunderung von der Strada di ferro. Eine solche Verbindung, welche die Terra-ferma bis in die Straßen Venedigs verlängern und Mailand und die reiche Lombardie den Lagunen bis auf eine Entfernung von 6 Stunden nähern würde, könnte unfehlbar jede andere Stadt zu neuem Glanze rufen. Aber die arme Verlassene hat so wenig Glück! Wird sie nicht die Kraft haben, sich an diesem letzten Rettungsbalke festzuklammern? Ich kann mein Vorurtheil kaum unterdrücken; es ist eine gezeigte Stadt, wie Walter Scott sagen würde.

V.

So viele Reisende schon haben vor mir den Dogenpalast beschrieben, daß ich die Zahl der Nachbeter nicht vermehren will. Da ich ihn übrigens gekannt habe, ehe ich ihn gesehen, so könnte es vielleicht Leute geben, die mir Fehler nachweisen würden, ohne daß sie ihren heimatlichen Heerd verlassen hätten. Ich werde nur von den großen Zügen seiner Physiognomie sprechen. Dieses sonderbare Gebäude, das von außen nur von wenigen unerreichbaren Fenstern durchbrochen ist, paßt wunderbar zu dem finsternächtigen Spiel der venetianischen Regierung. Der hätte sehr fein sein müssen, der es hätte versuchen wollen, einen verwegenen Blick durch diese finstern Mauern zu werfen. Kaum sah man bei großen Staatsereignissen die Glieder der Signoria verstoßen aus ihren schwarzen Gondeln herauskommen und sich durch das Thor des Canals unter dem traurigen Schatten der Seufzerbrücke hinschleichen.

Nie konnte sich das Volk sagen: es geht etwas vor, wie in unsern großen Hauptstädten, wo die neugierigen Müßiggänger stets den Kern aller Versammlungen bilden, die man den andern Tag als eine gewichtige Kundgebung der öffentlichen Meinung darstellen wird. Die Nation erfuhr zugleich das Dasein und das Ende der Krisis, die Entdeckung und die Unterdrückung eines Complots, den Namen und die Bestrafung der Verschwörer, ohne daß nach Außen hin irgend eine Bewegung sich kund gegeben hätte. Für diese starke Regierung war es eine so bequeme Sache, mit einem Schritt in dieses Gefängniß zu kommen, wo die Katastrophen all der schrecklichen Tragödien vorgingen, deren Exposition im Heiligthum der Signoria geschehen war. Ich begreife es, daß diese Seufzerbrücke auf die Einbildung des Volkes Eindruck machte, und daß es ihr einen so passenden und poetischen Namen gegeben. Fast in gleicher Höhe mit dem Dachwerk, zwischen einem Palast und einem Gefängniß, von allen Seiten abgeschlossen, ohne eine einzige Oeffnung, um dem Tag und dem Licht, diesen aufrührerischen Tröstern der Verurtheilten, Zugang zu lassen, stumm, undurchbringlich ist dieser Bogen, von dem man sagen möchte, daß er zwischen zwei Mysterien geworfen sei, gewissermaßen die Verbindungslinie, die in ein Wort zusammenzieht und verschmilzt die doppelte und einzige Rolle dieser Prosoß-Regierung: den Richter und den Henker. Wie oft mögen Mütter, Gattinnen, trostlose Geliebte, die unter dem Schleier die zerreißen den Ungewißheiten ihres Herzens verbargen, sich auf die Brücke gelehnt haben, welche gegenüber der Seufzerbrücke die Quais verbindet, und wie oft mögen sie sich gesagt haben: In diesem Augenblick vielleicht geht er hinter diesen süßlosen Steinen vorbei, auf denen unsre armen Augen ach! vergebens ihre ohnmächtigen Blicke ruhen lassen; vielleicht geht er zum Tode, ohne daran zu denken, daß wir hier sind. Und des Nachts wie viele Frauen mögen wohl verwirrter und beunruhigter nach Haus gekehrt sein, indem sie mit leiser Stimme einander unheilsschwangere Vermuthungen mittheilten: habt Ihr nicht wie einen frommen Seufzer gehört, als die San-Marcus-Glocke zwölf Mal schlug? Arme Frauen! Die Wesen, die ihr liebtet, waren gewiß todt; aber ließ das schreckliche Tribunal auch nur einen Seufzer laut werden? Die Mauern dieser Kerker haben viele Todeskämpfe gesehen, aber sie haben sie nicht gehört. Wie viel berühmte Todte, wie viel im Laufe so vieler Jahrhunderte zum Tode Verurtheilte, deren Ueberbleibsel man nicht gefunden hat! Einst vielleicht wird der Tag kommen, da man endlich erfahren wird, wozu die Gerechtigkeit

Venedigs ihren Weg genommen, und anklagende Todtengebeine werden aus dem Boden hervorstreigen und werden den kommenden Geschlechtern kund thun, warum die göttliche Rache einen so berühmten und so ehrwürdigen Staat plötzlich in den Staub niedergeworfen. Obgleich seit fast einem halben Jahrhundert die Seufzerbrücke, diese unersättliche Kefle des Staatsgefängnisses, ihre Beute nicht mehr verschlingt, so hat das Volk doch das Andenken an die dunkeln Dramen bewahrt, deren theilnahmløser Schauplatz diese Mauern waren. Es spricht immer noch nur mit geheimem Schauer davon, als wäre es seines Rechts, davon zu sprechen, noch nicht ganz sicher. Es mißt seinen alten Herrn eine abgeseimte Grausamkeit bei, welche sie sich gewiß nie einfallen ließen; es glaubt, daß die Säulen selbst hohl sind, diese Säulen, um die herum es jetzt tanzt, und daß sie zu Abgründen führen, in denen man schreckliche Geheimnisse finden würde. Das Volk ist nun einmal, so der raffinirteste Henker ist immer minder reich an Grausamkeit, als man ihm beimißt.

Ein wenn auch schwacher Trost für die Menschheit ist es, daß gerade diese Stadt, in welcher die Größe des Staats mit der fortwährenden Ausübung der Tyrannei so eng verknüpft war, die Wiege der Presse war. Unsre Leser wissen vermuthlich alle, oder erfahren es doch hiemit, daß die erste Zeitung im 15ten Jahrhundert in Venedig erschien. Was Teufel konnte sie nur sagen, diese arme Zeitung, deren Censurbehörde der Rath der Zehn war? Sie hat sich wahrscheinlich gleich dem Moniteur an den Tagen, wo es keine Regierung oder vielmehr ihrer zwei gab, eine davongehende und eine ankommende, mit Entdeckungen von überaus ergreifendem Interesse über die Literatur der Samojeden beschäftigt.

Das Merkwürdigste, was man in dem prachtvollen Saale des Großen Rathes sehen kann, ist die Reihenfolge der Portraits der Dogen, seit Einsetzung dieser Würde bis zum Ende der Republik. Es ist unnöthig zu sagen, daß der berühmte schwarze Schleier, der das Gemälde des um seiner Vergehen willen enthaupteten Marino Faliero ersetzt, zuerst unsre Aufmerksamkeit auf sich zog. Ich habe eine Bemerkung gemacht, der man vielleicht kein Vertrauen schenken wird; in der That ist auch Nichts leichter, als sich Illusionen zu schmieden, wenn man sich durch die Lesung der Geschichte darauf vorbereitet hat. Es hat mir erschienen, daß bis zur Mitte des 17ten Jahrhunderts, so lange die Dogen ihren im Dienste des Vaterlands weiß gewordenen Bart beibehalten

ihre stark charakterisirten Köpfe ankündigen, was sie sind, große Krieger und große Politiker, alt geworden in den höchsten Staatsämtern, aber nicht erschöpft, und daß sie alle Kraft des Mannesalters unter dem scheinbaren Eise des Greisensalters beibehalten. Ihre Züge sind mager, ihr Profil winklicht, ihre Stirn offen und stark entwickelt; eine unbeschreibliche Mischung von Feinheit, Lebhaftigkeit und Entschlossenheit liegt in ihrem Blick; das sind die Dogen der guten Zeit. Bei den Dogen des Verfalls haben die Gesichter diesen Charakter verloren, der ihnen allein so viel gemeinschaftliche Aehnlichkeit verlieh; der Typus wird undeutlich und verwischt sich bald ganz; das Gesicht wird voller; der Blick verliert sein Feuer; eine große Unsicherheit herrscht im Ausdruck der weicher gewordenen Gesichtslinien; und daß der große Bart fehlt, benimmt ihnen den letzten Rest ihrer äußern Würde. Wie aber die gepuderte Perücke kommt, auf der die gelbe phrygische Dogenmütze wie ein Anachronismus sich ausnimmt, da, möchte man fast sagen, verschlechtert sich die Race der großen Familien immer mehr, und das venetianische Blut wird ärmer. Es sind wohl noch dieselben Namen, wie in den schönen Tagen der Republik, aber wie verschieden sind die Personen! Die heroische Maske ist verschwunden, und wenn die Köpfe noch nicht gemein sind, so fühlt man doch, daß sie Nichts mehr darstellen, daß nicht mehr aus allen ihren Poren Ein Gedanke dringt, oder daß, wenn sie etwas darstellen, es der Verfall der menschlichen Größe ist. Man sage mir, warum eine so große Aehnlichkeit zwischen den bleichen Nachfolgern Philipps II. und den letzten Dogen von Venedig herrscht? Sollte Dynastieen und Oligarchieen gleichermaßen der unerklärbare Stempel der Zerstörung aufgedrückt werden, sobald die Vorsehung beschlossen, daß sie erlöschen sollen, und sollte der Schöpfer in diesem feierlichen Umstande dem Geseze folgen, das er sich selbst gegeben zu haben scheint, Allem, was er zum Sterben verurtheilt, den Tod sanft und unmerklich zu machen? Das Portrait des letzten Dogen, Lodovico Manin, ist vorzüglich von diesem Punkte aus merkwürdig. Es ist ein armes Gesicht eines bleichen, zusammengeschrumpften Greises, dessen Lippen der letzte Athemzug zu entweichen scheint. Nun denke man sich dieses Gesicht von zwei ungeheuren schneeweiß gepuderten Taubenflügeln beschattet. Das Melancholische und das Groteske machen einander in diesem Bilde des letzten Herzogs von Venedig den Platz streitig; und doch trägt, wenn man es aufmerksam betrachtet, das Mitleid den Sieg davon. Ich verweile gern bei dem Gedanken, daß dieser arme Greis, der nicht die Kraft

hatte, sein Venedig zu retten, was für seine schwachen Schultern eine zu schwere Last gewesen wäre; vor Schmerz ohnmächtig wurde in Gegenwart des Commissärs, der mit einem Federstreich den ältesten Staat Europa's ausgelöscht hatte. Ich habe den Palast dieses armen Dogen gesehen; er befindet sich auf dem großen Canal in der Nähe des Rialto; es ist ein modernes Gebäude, und auf mehreren Stellen des Frieses sieht man die Dogenmütze ausgehauen und glänzend vergoldet; das ist eine bittere Ironie, welche zu verwischen die Bilderstürmer wohlweislich unterlassen haben.

Es ist fast unmöglich, die Pracht der Säle dieses herrlichen Palastes zu schildern; daher ich es auch nicht erst versuchen werde. Sanforino, der Bildhauer, Titian, Tintoretto, und Paul Veronese haben diese glorreichen Mauern mit den farbenbrennenden Werken ihres Geistes bedeckt. Die Entführung der Europa von dem letzten Meister ist unstreitig die frischeste mythologische Idylle, die ein Pinsel je gezeichnet; und die schönen Gemälde, die sie umgeben, heben ihren Glanz nur noch mehr hervor. Ach, in unsern Tagen malt man Nichts mehr der Art. Ich habe mit Vergnügen gesehen, daß die österreichische Regierung das ganze Innere dieses Gebäudes restauriren läßt und mit Ausnahme des Saals des großen Palastes und der damit zusammenhängenden Säle, welche, wie alle übrigen, jetzt zur öffentlichen Bibliothek dienen, hat die Regierung, so viel als möglich, in früheren Zeiten zu schonen gesucht. So hat dieselbe z. B. ihre Verwaltungsbehörden in andere Locale verlegt, und wahrlich es war Zeit, daß diese Maßregel getroffen ward; die in den Zimmern des Dogen installiert gewesenen Gerichtshöfe hatten die wenigen nackten Mauern, die sie darboten, schön ockergelb marmorirt malen lassen, um einen anmutigeren Anblick zu genießen, ohne dabei für die wunderbaren Deckengemälde, die aus dem 10ten Jahrhundert herrühren, noch für ihre von der Zeit dunkel gefärbten Holzarbeiten einige Ehrfurcht zu bezeugen.